

Zeitschrift: Magglingen : Monatszeitschrift der Eidgenössischen Sportschule
Magglingen mit Jugend + Sport

Band: 55 (1998)

Heft: 4

Artikel: Der Abschied vom Hochleistungssport

Autor: Schmid, Jürg

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-993023>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Übergang von der Sportkarriere zu einer Berufskarriere wird verschieden gemeistert und ist längst nicht mehr Privatsache.

Das Umfeld trägt eine Mitverantwortung. Es liegt noch vieles im Argen.

Jürg Schmid

Xaver Kurmann, Bronzemedaillewinner an den Olympischen Spielen 1968 in der Radverfolgung und heutiger Fertigungstechniker, behauptet, dass die Zeit nach dem Rücktritt für eine Sportlerin oder einen Sportler oft schwieriger ist als der Start zur Karriere (Vogel, 1996). Ob Hochleistungssportler wirklich Schwierigkeiten haben, sich nach dem Abschied von der sportlichen Bühne ein «zweites Leben» einzurichten, soll in diesem Beitrag erörtert werden. Dabei wird auch die Frage angeschnitten, wer in der Schweiz Vorkerungen trifft, damit das Laufbahnende nicht zum Stolperstein wird.



Die ehemalige Skirennfahrerin Eveline Dirren.

(zvg.)

Ein Problem, das uns alle angeht?

Der Abschied vom Hochleistungssport

Ein drastisches Beispiel

Unter dem Titel «Fünf Millionen später» war kürzlich im Zürcher Tages-Anzeiger folgendes zu lesen: «Erinnern Sie sich an Leon Spinks, jenen Boxer, den man leicht erkannte, weil ihm mitten in der oberen Zahnreihe ein paar Beisserchen zur dentalen Vollständigkeit fehlten, und der 1978 berühmt wurde, als er Muhammad Ali entthronte? Was mag aus ihm geworden sein?» Beim Weiterlesen erfährt man, dass Spinks Geschichte wirklich so traurig ist, wie zu befürchten war. Von den fünf Millionen Dollar, die er mit Boxen verdient habe, sei nichts übrig geblieben, von seinen damaligen Freunden ebensowenig. Seine Gesundheit sei durch Drogen und Alkohol ruiniert, seine Partnerschaft in die Brüche gegangen. Zuletzt habe sich Spinks mit Aushilfsjobs zu 4,75 Dollar die Stunde über Wasser zu halten versucht, Flure geschrubbt oder Transporter entladen.

Leon Spinks ist nicht der einzige, dem der Schritt aus dem Rampenlicht des internationalen Sports in den «Alltag» nicht geglückt ist: Ben Johnson (Leichtathletik) kommt einem in den Sinn, Maradona (Fussball), Tonia Harding (Eiskunstlauf), Björn Borg (Tennis) oder Matti Nykänen (Skispringen). Aber nicht allen Sport-Ikonen hat das Schicksal übel mitgespielt. Es gibt auch Athleten, die es nach ihrer Laufbahn im Sport noch anderweitig zu Ansehen gebracht haben. Auf die Schweiz bezogen fallen einem Leute ein wie Bernhard Russi (Ski alpin), Claudio Sulser (Fussball) oder Christian Kauter (Fechten). Zu den positiven Beispielen, die in den Medien stets wieder porträtiert werden, gehören auch Jacqueline Fendt (Schwimmen) oder Regula Späni (Schwimmen). Allerdings fällt es relativ schwer, ehemalige Sportlerinnen zu finden, die eine ausserhäusliche Laufbahn eingeschlagen und sich in diesem Kontext wieder einen Namen geschaffen haben.

Untersuchungen (noch) Mangelware

Haben wir es hier mit den beiden typischen Verläufen nachsportlicher Laufbahnen zu tun? Ja – sofern man auf Medienbeiträge abstellt. Doch da sie meist

anekdotischer Natur sind und zuallererst journalistischen Interessen gehorchen, regen sich Zweifel, ob solche Porträts ein wahrheitsgetreues Bild des Übergangs von der sportlichen in die nachsportliche Laufbahn vermitteln. Wenden wir uns daher unverdächtigsten Zeugen zu: wissenschaftlichen Studien. Die Literatur zeigt jedoch, dass unter diesem Blickwinkel das Laufbahnende hierzulande noch weitgehend unerforscht ist. Das Ausmass von Schwierigkeiten lässt sich allenfalls abschätzen. Denn nach einer Durchsicht von Studien aus dem übrigen Europa sind *Alfermann* und *Gross* (1997) zum Schluss gekommen, dass bis zu 15 Prozent der Athleten nach dem Abschied vom Leistungssport «ernsthafte Probleme» haben, sich im Alltag zurechtzufinden. Allerdings kann es sich hier nur um eine vorläufige Erkenntnis handeln, da (zu) wenige Befunde vorliegen.

Sollten in der Schweiz tatsächlich ähnlich wenige Sportler am Laufbahnende in Schwierigkeiten geraten, sind weitere Überlegungen zum Laufbahnende müssig – und in der Sicht gewisser Kreise sogar deplaziert. Sportler, so wird argumentiert, profitieren während der aktiven Laufbahn von vielfältigen Privilegien: von der Möglichkeit, das Hobby zum Beruf zu machen, an der «schönsten Nebensache der Welt» teilzuhaben, über viel Freizeit zu verfügen oder in der Welt herumzukommen. Überdies kommen sie in den Genuss von sozialer Anerkennung, Popularität und Status. Doch nicht genug damit: Sie werden noch fürstlich dafür entschädigt. Deshalb, so ereifert sich der Stammtisch, haben es sich Sportler selbst zuzuschreiben, wenn ihnen der Schritt ins «eigentliche» Leben nicht gelingt und wenn Gewonnenes Zerronnenes wird. Schliesslich sei das Einkommen beträchtlich; in einem gewissen Sinn sei es eine Risikozulage und entschädige dafür, dass Ruhm und Prestige vergänglich und die Laufbahn als Leistungssportler kurz ist. Diese Risiken seien bekannt; wer nicht vorsorge, der dürfe sich nicht über Schwierigkeiten im «zweiten» Leben beklagen.

Der Sport als Millionengeschäft?

Diese Sichtweise hat gewiss etwas für sich. Aber es wird übersehen, dass nur

ein Bruchteil aller Sportler als «Professional» eine der finanziell einträglichen Publikumssportarten wie Tennis, Basketball, Fussball oder Eishockey ausübt. Und wiederum nur eine Minderheit davon hat Anteil an den immensen Preisgeldern oder Transfersummen, die ausgeschüttet werden. Was die Verhältnisse in der Schweiz angeht, so sichert der Leistungssport bloss vereinzelt Athleten den Lebensunterhalt. Einigen wenigen verschafft er Zugang zu exklusiven Gesellschaftskreisen oder sonstigen Vorrechten. Von allen indes verlangt er über Jahre hinweg einen zeitlichen Aufwand und ein Engagement, welches dasjenige für einen «normalen» Beruf erreicht oder übertrifft. Doch in Bezug auf die Verdienstmöglichkeiten oder die soziale Sicherheit, wie sie eine traditionelle Arbeitstätigkeit gewährleistet (Kranken-, Unfall-, Invaliditäts-, Arbeitslosenversicherung und Pensionskasse), ist die Professionalisierung des Sports in den vergangenen Jahren kaum vorangekommen. Als Folge davon gehen Athleten ein beträchtliches Wagnis ein, wenn sie zugunsten des Sports ganz oder teilweise auf einen traditionellen Broterwerb verzichten. Welchen Preis unter diesen Umständen jemand zahlt, der zum Beispiel nach einem Sportunfall erwerbsunfähig bleibt, brauchen wir gar nicht erst auszurechnen. Denn es ist offensichtlich, dass die Einkünfte, die der Sport im allgemeinen ermöglicht, damit keinen Vergleich aushalten. Es genügt, sich den Fall eines früheren Aushängeschildes des Schweizer Sports zu vergegenwärtigen: Sein vierter Rang an den Olympischen Spielen in Barcelona hat gerade etwa so viel abgeworfen, wie für die Heimreise auszurechnen war.

Man muss sich das einmal vorstellen: Da werden Sportler von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft als Goliathsfiguren ihrer Leistungsfähigkeit oder Werte vereinnahmt. Doch von den Milliardenumsätzen, die an Olympischen Spielen erzielt werden, fällt für die meisten Athleten nichts ab – jedenfalls nichts, das dem Wagnis angemessen ist, das sie während der Sportlaufbahn auf sich nehmen. Es fällt auch nichts ab, das in einem vernünftigen Verhältnis zum Preis steht, der von den Athleten möglicherweise noch lange nach dem Rücktritt gefordert wird, etwa in Form von eingeschränkten Chancen auf dem Arbeitsmarkt, da ihnen vielleicht Berufsqualifikationen fehlen oder die Berufserfahrung abgeht.

So betrachtet ist es nur teilweise in Nachlässigkeit begründet, wenn einige Sportler am Laufbahnende ins Stol-

pern kommen und sich schwertun, in einem traditionellen Beruf Fuss zu fassen. Ebenso entscheidend ist, dass sie sich in einer objektiv schwierigen Situation befinden und ihre Ausgangslage relativ schlecht ist: Wer könnte einem früheren Sportler einen Vorwurf machen, wenn er im Alter von 35 Jahren mit dem Berufs(wieder)einstieg nicht zurechtkommt – in Zeiten, in denen 40-Jährige als alt und schwer vermittelbar gelten, obschon sie sich zeit ihres Lebens im Beruf bewährt haben?

Mitverantwortung von Sportverbänden, Wirtschaft und Öffentlichkeit

Vor diesem Hintergrund ist es nur recht und billig, dass die Verantwortung für die Zeit nach dem Laufbahnende nicht ausschliesslich den Athleten aufgebürdet wird, die schlecht organisiert sind und ihren Interessen entsprechend wenig Geltung verschaffen. Die Bereitschaft «des» Sports, der Wirtschaft und der Öffentlichkeit, sich mehr für das Thema Laufbahnende einzusetzen, könnte wachsen, wenn sie sich vor Augen führen, dass Sportler nicht bloss nach dem Laufbahnende davon profitieren, also wenn sie nicht mehr «interessant» sind. Sportler haben schon während ihrer Laufbahn einen Nutzen von solchen Fördermassnahmen und damit mittelbar auch diese anderen am Sport beteiligten Kreise:

«Der» Sport, also die Vereine, die Verbände und der Schweizerische Olympische Verband (SOV) und die Wirtschaft profitieren, da die von ihnen geförderten Sportler länger aktiv sind und ihr Potential besser ausschöpfen können. Die Erfahrung lehrt nämlich, dass Sportler verschiedentlich aufgrund finanzieller Ungewissheit ihre Laufbahn vor dem mutmasslichen Leistungszenit abbrechen oder sich wegen Sorgen über die weitere (berufliche) Zukunft nicht mehr hinreichend auf ihre sportliche Ziele konzentrieren können (Botterill, 1982; Mathesius, 1996; Petitpas, Danish, McKelvin & Murphy, 1992; Werthner & Orlick, 1986). Überdies ist es der Nachwuchssicherung langfristig abträglich, wenn einige Sportler beim Übertritt ins «zivile» Leben stracheln und dies publik wird: Solche Zukunftsaussichten vor Augen, lassen sich Nachwuchssportler – und ihre Eltern – nur schwer für den Leistungssport gewinnen. Zudem

legen «am Leben gescheiterte» Athleten kaum ein gutes Wort für den Sport ein. Es ist auch nicht zu erwarten, dass sie sich weiterhin für den Sport engagieren, so dass ihm wertvolles Know-how verlorengeht.

Der Öffentlichkeit bringt es zusätzlich einen direkten Nutzen, wenn Sportler nach dem Laufbahnende nicht mit gravierenden gesundheitlichen, finanziellen oder psychosozialen Schwierigkeiten konfrontiert sind. Denn bis zu einem gewissen Grad haben dafür die Steuerzahler geradezustehen, in Form der staatlichen Sozialwerke.

Die Vorteile, welche die Öffentlichkeit und der Sport aus einer Betreuung der Athleten über das Laufbahnende hinaus ziehen, sind zwar augenscheinlich. Aber dennoch hat sich hierzulande in dieser Sache lange wenig getan. Seit ein paar Jahren sind im SOV erste Anstrengungen sichtbar. Doch verglichen mit anderen Ländern haben sich bislang in der Schweiz die Wirtschaft und der Staat zurückgehalten. Gespannt wird man darauf sein, was in dieser Hinsicht der von Sportminister Adolf Ogi jüngst angeregte Verfassungsartikel und das in Aussicht gestellte Sportgesetz bringen und was aus der Ankündigung wird, Leistungssportler künftig auch nach ihrer aktiven Laufbahn zu betreuen (Senn, 1997).

Ein Blick über die Landesgrenzen

Lenkt man den Blick auf andere Länder, bleibt abschliessend anzumerken, dass sich die Staaten des ehemaligen Ostblocks umfassend für die Wiedereingliederung «ihrer» Leistungssportler in ein «normales» Leben eingesetzt haben (Svoboda & Vanek, 1982). Und Frankreich, um ein Beispiel der Gegenwart zu nennen, kennt ein Gesetz, in dem der Staat und das Sportsystem in die Pflicht genommen werden: «L'Etat, en liaison avec le mouvement sportif, assure au sportif du haut niveau les moyens de se perfectionner dans sa discipline sportive et veille à son insertion professionnelle [Hervorhebung v. Verf.]» (Irlinger, Augustini, Duret & Louveau, 1996, S. 5). Es wird interessant sein, am kommenden Magglinger Symposium zu sehen, welche Erfahrungen Frankreich und andere Länder mit ihren Sportförderungsprogrammen in Bezug auf das Laufbahnende gemacht haben und was die Schweiz davon lernen kann.

Eine Liste der zitierten Literatur ist beim Autor erhältlich.

Anschrift des Verfassers: ETH Zürich, Abteilung für Turn- und Sportlehrer Forschungsstelle Sportpsychologie Möhrlistrasse 23, Postfach CH-8033 Zürich 6 ■

Jürg Schmid ist promovierter Psychologe FSP und arbeitet als Oberassistent an der ETH Zürich, Abteilung für Turn- und Sportlehrer.